

Amerika ist ein freies Land, wehr keinen Schuh hat geht bahr Fuß

Die Auswanderung aus Winzeln (Kr. Rottweil) nach Amerika

Birgit Tuchen

Einleitung

Im 19. Jahrhundert wanderten Millionen deutscher Staatsangehöriger nach Amerika aus. Die staatliche Steuerbehörde der USA verzeichnete für die Jahre 1831–1900 eine Gesamtzahl von mehr als 5 Millionen deutscher Einwanderer, die einen Anteil von 25–34 % der Gesamteinwanderung ausmachten.¹ Unter ihnen waren auch über 600 Auswanderer aus der ehemaligen Gemeinde Winzeln (heute Fluorn-Winzeln) im Landkreis Rottweil.² Durch Auswanderung, später auch durch Abwanderung in die Industriestandorte Oberndorf und Schramberg, sank die Bevölkerungszahl von 1.396 Einwohnern im Jahr 1841 auf 756 im Jahr 1887. Die meisten Menschen wanderten in den Zeitabschnitten zwischen 1852–1854, 1865–1869 und 1882–1883 aus.

Die Quellen

Erste Anhaltspunkte liefern Auswandererverzeichnisse des für Winzeln zuständigen Oberamtsbezirks Oberndorf für die Jahre 1858–1872, die heute im Staatsarchiv Sigmaringen verwahrt werden.³ Dort finden sich auch Auswanderungsgenehmigungen und Urkunden für den Bürgerrechtsverzicht.⁴

Ein wertvolles Dokument für die örtliche Auswanderungsgeschichte ist das „Verzeichnis über die aus hiesiger Gemeinde ausgewanderten Personen“ für die Jahre 1865–1892 im Ortsteilarchiv (OA) Winzeln des Gemeindegarchivs Fluorn-Winzeln.⁵ Es enthält – außer dem Namen des Auswanderers – Angaben zu Beruf (bei Männern) bzw. Familienstand (bei Frauen und ledigen Männern), Anzahl der mitreisenden Familienmitglieder und Reiseziel. Hinweise auf den Verbleib und das weitere Schicksal der Auswanderer finden sich in den Pflegerechnungen. Diese mussten im Auftrag der Gemeinde immer dann angelegt werden, wenn ein Gemeindegmitglied – z. B. durch Abwesenheit – nicht in der Lage war, sein im Ort verbliebenes Vermögen bzw. sein Erbe selbst zu verwalten. In Winzeln wurden für insgesamt 183 Auswanderer Pflegerechnungen geführt, von denen 165 nach Nordamerika ausgewandert waren. Die Pflegschaft endete, sobald der Verbleib des

¹ Vgl. US Bureau of the Census, *Historical Statistics of the United States: Colonial Times to 1970*, Washington 1971, S. 105 f.

² Vgl. Ortsbuch Fluorn-Winzeln, hg. von HEINZ E. WALTER, Heilbronn-Leingarten 1992, S. 351–358.

³ Staatsarchiv Sigmaringen (STA Sigmaringen), Wü 65/24 T 1-2, Nr. 340–348.

⁴ STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 122.

⁵ OA Winzeln, Nr. 3261.

Ausgewanderten und dessen Wunsch zur Verwendung seines Erbteils bekannt sowie das Geld in seinem Sinne ausbezahlt war. Als Beilagen zu den Pflegerechnungen verwahrte man alle Schriftstücke, die Aussagen über die geplante Nutzung des verwalteten Vermögens enthielten. Erhalten haben sich 60 Vollmachten und 32 Briefe. Letztere sind besonders interessant, da die Schreiber darin auch über ihre Lebensumstände und Erfahrungen in der neuen Heimat berichteten. Weitere Auswandererbriefe ehemaliger Winzler Bürger befinden sich in der Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt⁶ und in Privatbesitz⁷.

Sind Namen und Auswanderungsjahr bekannt, bietet das Internet eine Fülle weiterer Recherchemöglichkeiten: Passagierlisten von Auswandererschiffen, Namenslisten der Einwanderungsbehörden in New York „Castle Garden“ bzw. „Ellis Island“ sowie Steuerverzeichnisse der amerikanischen Steuerbehörden sind inzwischen leicht abrufbar.⁸ Für Winzler war die Suche nach einzelnen Personen erfreulich ergiebig – die Kombination vergleichsweise seltener Nachnamen (z. B. Kreuzberger) mit „katholischen“ Vornamen wie Bartholomäus oder Crescentia erwies sich als günstig. Im Vergleich dazu „verschwinden“ die aus dem Nachbarort Fluorn ausgewanderten Kaufmanns oder Lehmanns mit ihren weithin gebräuchlichen „evangelischen“ Vornamen Andreas oder Anna in einer Flut Gleichnamiger in den Auswandererlisten.

Der lange Weg nach Amerika

Gründe für die Auswanderung

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verließen tausende Württemberger ihre Heimat, um in Amerika oder Russland ihr Glück zu suchen. Um die Ursachen dieser Massenauswanderung zu ergründen, beauftragte die Regierung in Stuttgart im Frühjahr 1817 den Rechnungsrat Friedrich List mit einer Befragung der Auswanderungswilligen. Sein Fazit: *„Einstimmig haben sie sich hierauf über Mangel an Arbeit und über große Theuerung der Lebens Mittel, über allzu große Abgaben, über Bedrückungen der Beamten und Schultheißen beklagt.“*⁹

Seit dem 18. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung Württembergs im Schnitt jährlich um ein halbes Prozent¹⁰ – insgesamt wuchs die Einwohnerzahl von 1,3 Millionen im Jahr 1812 auf 1,7 Millionen im Jahr 1849 und 2,1 Millionen im Jahr 1900.¹¹ Nicht zuletzt durch Verbesserungen im Gesundheitswesen (z. B. Impfungen) überlebten immer mehr Menschen, die nun ihr Auskommen suchten – die meisten von ihnen auf dem Land, wo der Bevölkerungsanstieg bald zu einem gravierenden Mangel an Arbeit führte. Ein wesentlicher Grund hierfür lag in der Pra-

⁶ Bestand „NABS Walter“, 7 Briefe, 1895–1927.

⁷ Hans Martin Hezel, Winzler. 5 Briefe, 1875–1922.

⁸ Als besonders hilfreich erwiesen sich die Seiten www.immigrantships.net (Passagierlisten), www.castlegarden.org bzw. www.ellisland.org (Listen der New Yorker Einwanderungsbehörden) sowie www.familysearch.org (Steuerverzeichnisse).

⁹ Zitiert nach HEINRICH KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? 300 Jahre Auswanderung nach Amerika, Bergisch-Gladbach 1992, S. 72.

¹⁰ Vgl. WOLFGANG VON HIPPEL, Am Ende des Alten Reiches. Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, in: Die Geschichte Baden-Württembergs, hg. von REINER RINKER, Stuttgart 1986, S. 201–210, hier S. 202.

¹¹ Vgl. WILLI A. BOELCKE, Sozialgeschichte Württembergs 1800–1989, Stuttgart 1989, S. 16.

xis der Realteilung, die in Altwürttemberg bereits seit Jahrhunderten üblich war und sich in den Rottweiler Dörfern (u. a. Winzeln) seit dem 18. Jahrhundert allmählich durchsetzte.¹² Da sämtliche Nachkommen erberechtigt waren, teilte man den Besitz in immer kleinere Parzellen auf. Irgendwann reichten die kleinen Ackerflächen dann nicht mehr aus, um den Lebensunterhalt für eine Familie zu bestreiten.¹³ Immer mehr Landwirte mussten sich eine zusätzliche Arbeit suchen, häufig als Kleinhandwerker oder Tagelöhner. Diese Tätigkeiten waren jedoch nicht immer gefragt und – bei wachsender Bevölkerung – auch nicht für alle Arbeitssuchenden in ausreichendem Umfang vorhanden. Die Arbeitslosigkeit führte zu Verschuldung und Armut. Zwar konnte man in der Regel im elterlichen Haus wohnen, doch es fehlte an Geld für Lebensmittel und Kleidung. Viele sahen dann in der Auswanderung den einzigen Ausweg aus ihrer Not.

In einer von der Landwirtschaft geprägten Region war man zudem in besonderem Maße vom Wetter abhängig. Besonders für die arme Landbevölkerung war es fatal, wenn durch ungünstige Witterungsverhältnisse die Erträge ihrer schmalen Ackerparzellen geringer oder ganz ausfielen und die Preise für Lebensmittel sowie Saatgut stiegen. Gerade das 19. Jahrhundert zeichnete sich durch extreme Klimaschwankungen aus.¹⁴ Nachdem bereits im ersten Jahrzehnt die Winter sehr kalt und schneereich gewesen waren, kam ab 1812 eine Reihe kalter und nasser Sommer mit Missernten hinzu. Am 5. April 1815 brach der Vulkan Tambora auf den Sundainseln aus; die Vulkanasche verbreitete sich mehrere Jahre lang um die Erde. Dies führte auch in Europa zu besonders kalten, nassen Jahren und in der Folge zu massiven Ernteausfällen. Im Jahr 1816 gab es eine so große Hungersnot, dass man nicht davor zurückschreckte, Katzen und Hunde zu schlachten oder das Saatgut für das kommende Frühjahr anzugreifen. Auch im Zeitraum von etwa 1843 bis 1856 führten Hagelstürme und Unwetter zu beträchtlichen Ernteausfällen. Ein großes Problem war die Kartoffelfäule, die durch einen aus Amerika eingeschleppten Pilz verursacht wurde und 1845 erstmals in Europa auftrat. In den letzten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts schwankten die Temperaturen stark – günstige und schlechte Witterungsverhältnisse bzw. Ernten wechselten sich ab.

Bei der 1817 durchgeführten Befragung der Auswanderungswilligen hatten diese auch über die große Steuer- und Abgabenlast geklagt, die zur Verarmung der Landbevölkerung beitrug.¹⁵ Bis zur Ablösung der Lasten um die Mitte des 19. Jahrhunderts mussten Gülten (Pachtzinsen) an den Grundherrn entrichtet werden. Außerdem war der Zehnt fällig – es gab einen Großzehnt auf Getreide und Großvieh, den Kleinzehnt auf andere Feldfrüchte und Kleinvieh, den Heuzehnt, Holzzehnt, Fleischzehnt oder den Neubruchzehnt auf neu gerodetes Land. Ferner mussten Frondienste geleistet oder im Ausgleich bezahlt werden. Hinzu kamen Landessteuern und Gemeindeabgaben. In Kriegszeiten waren zudem Einquartierungen und Naturalleistungen zu erdulden.

Auch die Flucht vor den *Bedrückungen der Beamten und Schultheißen* mag den einen oder anderen zur Auswanderung bewogen haben, denn *Amerika ist ein freies Land, wehr keinen Schuh hat geht bahr Fuß*.¹⁶ Der 1855 ausgewanderte Schmied Caspar Schweikert konstatierte nach

¹² Vgl. WOLFGANG ZIMMERMANN, *Leben und Arbeiten in der Agrargesellschaft*, in: *Der Landkreis Rottweil*, Bd. I, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Sigmaringen 2003, S. 153–167, hier S. 156 f.

¹³ Vgl. KROHN, *Und warum habt ihr Deutschland verlassen?* (wie Anm. 9), S. 77 f.

¹⁴ Vgl. WALTRAUD DÜWEL-HÖSSELBARTH, *Ernteglück und Hungersnot. 800 Jahre Klima und Leben in Württemberg*, Stuttgart 2002, S. 90–99.

¹⁵ Vgl. RUDOLPH MOSER, *Die bäuerlichen Lasten der Würtemberger, insbesondere die Grundgefälle. Die Entstehung der letzteren, ihre Schädlichkeit und die Mittel zur Abhilfe*, Stuttgart 1832.

¹⁶ Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860, OA Winzeln, Nr. 1581.

wenigen Jahren in Amerika: *Ich hoffe das noch fihle von Winzeln hier sain werden, den in dießen Land hat ain jeder sain aigenen wihlen, bei euch ist ain armer Mann ain Sglave, wie ihr es selbst wissen. Ich wolde in Winzeln nicht mehr wohnen, wen Ich das halbe Ord besizen würde, den ain deutscher Bürger ist zufihl Gesez untherworfen [...].*¹⁷ Auch die Aussicht auf die freie Ausübung eines Gewerbes war verlockend: *Es ist jedem Gelegenheit geboten, [...] das Ziel nach dem man strebt zu erreichen, was in der alten Heimat fühlbar mangelt.*¹⁸

Die Auswanderung nach Amerika konnte auch ein Weg sein, sich der Militärpflicht oder dem Kriegsdienst zu entziehen. Gegen den 1847 ausgewanderten Jakob Graf hatte man auf Beschluss des Gemeinderats *als widerspenstigen Militairpflichten im Jahre 1853 [...] Vermögensbeschlagnahme und steckbriefliche Verfolgung* angeordnet, die erst 1870 aufgehoben wurde.¹⁹ Am 6. April 1870 schrieb Josepha Schmid aus Amerika: *Einen Grus von dem Lorenz, sein Vatter hat ihm geschrieben er soll kommen, aber er meint es wär noch gefährlich, wegen dem Soldatsein, er kommt wieder hinaus, aber jetzt noch nicht gleich.*²⁰ Ein weiser Entschluss, wie sich bald zeigen sollte: Im Sommer desselben Jahres begann der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71!

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man noch befürchtet, durch Massenauswanderungen billige Arbeitskräfte zu verlieren und diese durch Einschränkungen und Verbote zu verhindern gesucht.²¹ Später hingegen – besonders in den Notjahren 1846 bis 1855 – bot man Auswanderungswilligen sogar die Übernahme der Reisekosten an. Die Versorgung bedürftiger Gemeindeangehöriger überstieg nicht selten die finanziellen Mittel einer Gemeinde. So beschlossen Gemeinderat und Bürgerausschuss der Gemeinde Winzeln am 4. September 1847, *jedem auswanderungslustigen Bürger ohne Ausnahme auf Vermögen u. Stand von Seite der Gemeinde 100 fl zu diesem Vorhaben beizutragen, wenn der Auswanderungslustige nachweist, daß ihm sein Vorhaben nicht vereitelt, u. eintheils durch eigenes Vermögen, oder durch Beihilfe anderer dieses bewerkstelligen kann.*²² Um eine Rückkehr bzw. zukünftige Ansprüche auf finanzielle Unterstützung seitens der Gemeinde oder des Staates auszuschließen, musste der Auswandernde in der Regel auf sein Bürgerrecht verzichten: So gewährte der Gemeinderat am 27. Juli 1882 dem Maurer Adolf Ruf einen *Beitrag zu den Reisemitteln von 300 M aus der Gemeindegasse [...] unter der Bedingung, daß er mit Familie unter Verzicht auf das diesseitige Gemeinde- u. Staatsbürgerrecht förmlich auswandert.*²³

Die Reise

Für diejenigen Auswanderungswilligen, die sich auf den Weg in eine ungewisse Zukunft machten, war vorab vieles zu regeln. Zunächst war die Frage zu klären, ob man sich die Reise aus eigener Kraft leisten konnte oder ein Zuschuss bei der Gemeinde beantragt werden musste. Dabei galt es zu berücksichtigen, dass der Auswanderer zusätzlich zu den Reisekosten *von seinem apportie-*

¹⁷ Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860, OA Winzeln, Nr. 1847.

¹⁸ Brief Bernhard Laufer vom 10.11.1857, OA Winzeln, Nr. 1676.

¹⁹ STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 122.

²⁰ Gemeint ist der 1867 ausgewanderte Zimmermann Lorenz Schmid. Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870, Privatbesitz Hans Martin Hezel, Winzeln.

²¹ Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 69 f.

²² OA Winzeln, Nr. 2559, Bl. 173 r.

²³ OA Winzeln, Nr. 2565, Bl. 244.

renden [auszuführenden] *Vermögen aber zehn Prozent Nachsteuer zu entrichten* hatte, wie es in der Auswanderungsgenehmigung für Martin Schweikert von 1817 heißt.²⁴ Dieser Betrag wurde fällig, um Steuern und Abgaben an den württembergischen Staat abzugelten. Als Sicherheit für etwaige Nachforderungen seitens der Gemeinde oder von privaten Schuldnern musste vor Antritt der Reise außerdem ein Bürge benannt werden, der im Zweifel für offene Verbindlichkeiten einzustehen hatte.

Mit der Reiseplanung wurde häufig ein Auswanderungsagent betraut, beispielsweise der im Auswanderungsverzeichnis 1858/59 des Oberamts Oberndorf verzeichnete *Auswanderungsagent J[ohann] Legler in Oberndorf*.²⁵ Direkt in Winzeln ansässig war der Zimmermann und Bauunternehmer Xaver Kopp, der für die „Compagnie générale transatlantique in Paris und Havre“ als Unteragent des in Straßburg ansässigen Bevollmächtigten Eugen Schwarzmann tätig war.²⁶ Auch einige der bereits in Amerika angekommenen Auswanderer empfahlen den Nachkommenden, ihre Reise über einen Auswanderungsagenten in Deutschland zu buchen: *Ich rathe keinem ohne Akort nach Amerika zu reißen, wen einer seine Reise plant [...] so soll er bei dem Agent, wo er akortiert die ganze Reise [...] verakortieren, dan wirt man am wenigsten betrogen, und kann sein Gelt am besten spahren*.²⁷ Waren die Vermögensangelegenheiten geregelt und die Reiseplanung abgeschlossen, mussten die erforderlichen Pässe und eine behördliche Auswanderungsgenehmigung eingeholt werden. Diese beinhaltete den Verzicht auf das württembergische Bürgerrecht und – bei Männern im wehrfähigen Alter – die Verpflichtung, im Zeitraum von einem Jahr nach Wegzug im Ausland keinen Wehrdienst zu leisten.

Hatte man alle vorgeschriebenen Papiere beisammen, die Vermögensangelegenheiten geregelt und seine Habseligkeiten gepackt, konnte die Reise beginnen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts schiffte sich die überwiegende Mehrheit der württembergischen Auswanderer für die Überfahrt nach Amerika im französischen Le Havre ein. Ein entscheidender Vorteil des dortigen Hafens bestand darin, dass – im Gegensatz zu den weiter östlich gelegenen holländischen oder deutschen Seehäfen – die Schiffspassage über Nordsee bzw. Ärmelkanal entfiel. Dies reduzierte die Reisekosten und – was sicher nicht unwillkommen war – die Aufenthaltsdauer an Bord. Die später bevorzugten Abfahrtsorte Hamburg und Bremen sowie das erst 1827 gegründete Bremerhaven spielten für die Auswanderung aus Süddeutschland daher zunächst keine Rolle. Noch 1852 beklagte die in Bremen erscheinende „Deutsche Auswanderer-Zeitung“, die für Le Havre tätigen Agenten hielten *die Tradition der früheren Reisebeschwerlichkeiten ohne Eisenbahn und Dampfschiffe [...] rege, als ob die deutschen Häfen als Einschiffungsplatz für Auswanderer aus der Pfalz etc. außer allem Bereich lägen*.²⁸ Die Tatsache, dass zu dieser Zeit bereits eine nahezu vollständig ausgebaute Eisenbahnstrecke von Stuttgart bis Hamburg und Bremen existierte,²⁹ interessierte erst einmal wenig. Le Havre kannte man, also reiste man über Le Havre!

²⁴ STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 122.

²⁵ STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 340.

²⁶ Da die Tätigkeit von Unteragenten jedoch unzulässig war, erklärte das Oberamt Oberndorf in einem Schreiben vom 27.05.1898 die weitere Arbeit Kopp's für beendet. Staatsarchiv Sigmaringen, Bestand Wü 65/24 T 3, Nr. 375.

²⁷ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860, OA Winzeln, Nr. 1895.

²⁸ Ausgabe vom 1. Juni 1852, Nr. 44.

²⁹ Einen Überblick über das deutsche Eisenbahnnetz um 1850 gibt die „Übersichtskarte der Eisenbahnen und Haupt-Orts-Entfernungen“ im Heft „Deutschlands Eisenbahnen“, München 1856.

Die Reise begann auf dem Landweg in Karren, (Post-)Kutschen oder zu Fuß; ein flächendeckendes Eisenbahnnetz existierte damals nicht. Um 1850 gab es kaum mehr als die Hauptlinie Freiburg-Bruchsal-Mannheim in Baden bzw. die Strecke Friedrichshafen-Ulm-Stuttgart-Bruchsal in Württemberg.³⁰ Von Straßburg verkehrten seit 1835 regelmäßig Dampfboote rheinabwärts bis Köln, und von dort ging es mit der Eisenbahn weiter, die ab 1850 über Paris bis Le Havre führte.³¹

Beschwerlich war der Weg bis zum Einschiffungshafen dennoch: *Ihr habt sehr wohl unangenehmes bis zur See Stadt, mit euren Kindern u Kisten, das ihr nichts verliert, das ihr keines verliert, das ihr nicht zu stark betrogen werdet [...].*³² Und auch in Le Havre war die Gefahr groß, auf zwielichtige Makler, habgierige Händler und schlechte Unterkünfte zu treffen. Kilian Ruf, der 1860 mit Familie und Bekannten aus Winzeln aufbrach, riet daher: *Im Gasthof zur Stadt Stutgart oder bei Hermann sind die Loschies gut, sie geben auch guten Rath, wen man in Verlegenheit kommt, die es auf solcher Reise leicht gibt.*³³

Für ihre Verpflegung während der Überfahrt mussten die Reisenden selbst sorgen. Ein Werbeblatt der Agentur C. Stähle in Heilbronn von 1849 listete für eine Reise nach New York folgende Vorräte für zwölf Wochen auf: 40 Pfund Schiffszwieback, 10 Pfund frisches Brot, 8 Pfund geräuchertes oder 15 Pfund gesalzenes Fleisch, 6 Pfund Schmalz, 45 Pfund Mehl oder getrocknetes Gemüse, 150 Pfund Kartoffeln, 2 Maß Essig sowie 2 Pfund Salz.³⁴ Christian Eith riet seinem auswanderungswilligen Bruder: *Die nöthigsten Lebensmittel sind, ohne Kartoffen, Mehl, Reis, od Gerste Zwibak od getörtes Brot, gut gereicherter Spek, Schmalz, Butter, Zucker, Kaffe, The, [...] Wein, Essig, absonder gutt Brantwein, Zwetgesch, einige gut lekenbissen für Kinder, u das Blecherne Kochgeschirr könt ihr hier wieder alles brauchen.*³⁵ Empfohlen wurde, die Lebensmittel von zuhause mitzunehmen und möglichst nicht am Einschiffungshafen oder an Bord zu kaufen: *Ich rathe jedem, der nach Amerika auswandert, daß er die Seekost, wie die Vorschrift lautet, alle pünktlich von Haus mitzunehmen, es ist beser etwaß mehr als weniger [...].*³⁶ Fehlte doch etwas, war es ratsam, dieses *in der Stadt bei den Kaufleuten* zu besorgen und nicht *in dem Magazin oder Räuberhölle* am Hafen, denn *dort stehlet sie dem armen Auswanderer gewaltsamer weiß das Geld ab.* Vor der Bordverpflegung wurde eindringlich gewarnt: *Behüt Gott jeden Menschen vor dem Zwieback, Schinken in Essig. Die mehresten, die Schiffskost hatten, haben alles ins Wasser geworfen.*

Lange Zeit überquerten die Auswanderer den Atlantik auf Segelschiffen. Sie blieben – auch nach dem Aufkommen der Dampfschiffe ab 1840 – besonders bei ärmeren Bevölkerungskreisen das bevorzugte Reisemittel, da die Überfahrtskosten nur die Hälfte betrug. Erst nach 1870 setzten sich die Dampfschiffe endgültig durch, auch wegen der deutlich kürzeren Reisezeit, die im Idealfall nur noch acht Tage betrug.³⁷

³⁰ WERNER WALZ, Die Eisenbahn in Baden-Württemberg. Geschichte der Bahnen in Baden und Württemberg 1840 bis heute, Stuttgart 1980.

³¹ Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 67.

³² Brief Christian Eith vom 17.12.1857, OA Winzeln, Nr. 3044, Fasz. Nr. 483.

³³ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

³⁴ OA Fluorn, Nr. 1241.

³⁵ Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

³⁶ Dieses und die folgenden Zitate: Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

³⁷ Vgl. BERND BRUNNER, Nach Amerika. Die Geschichte der deutschen Auswanderung, München 2009, S. 77.

Nähere Einzelheiten sind über die Atlantiküberfahrt des Wagners Kilian Ruf bekannt.³⁸ Am 21. April 1860 bestieg der damals 45-Jährige mit Frau (35) und Sohn (9 Monate) das Segelschiff „Hemisphere“, das unter Kapitän John S. Sayler von Le Havre nach New York fuhr. An Bord waren insgesamt 445 Passagiere, davon 406 Erwachsene, 30 Kinder und 9 Säuglinge. Das Schiff mit einer Ladung von 1.023 Tonnen legte um 10 Uhr morgens ab. *Die Fahrt ging die 3 ersten Tage ganz gut, doch ists noch beßer gegangen aus dem Magen durch den Hals. Alles hat gekozt, keiner wollte daß schlechteste sein.* Kein Wunder – die „Landratten“ vom Oberen Neckar hatten mit Sicherheit zuvor nie ein schwankendes Schiffsdeck betreten. Die beengten Verhältnisse förderten die Ausbreitung von Krankheiten und führten zu Streitigkeiten, z. B. um einen Platz an den wenigen Kochgelegenheiten: *Auf dem Meer ist es zufall, wenn auch nur eines gesund bleibt. Es ist oft gut genug, wenn nur Eines von einer 6 Glidrigen Familie Im Stand bleibt, die Schiffstiege Täglich merere Mahl zubesteigen kann. – Um etwas warmes für die Kränklichen zu bekommen, und wen er selbst kaum laufen kann, so muß ers noch mit Streit u Händel oft nur warm machen können, bey so fühlen Leuten, bei so fühlen Nationen, gleichwohl du auf dem Wasser bist, hast 2tens noch oft Wassernoth zum trinken, wen einer also nicht gnug Gut eingerichtet ist mit Wein Essig u Brandwein, das er durstlöschende Getränke bereiten kann, so mus ein Krankes wie Gundes oft grose Noth leiden.*³⁹

Bei einer Überfahrt von mehreren Wochen Dauer sahen sich die Auswanderer nicht nur mit Hunger und Durst, mit der Enge des Schiffs und der damit verbundenen Ansteckungsgefahr durch kranke Mitreisende konfrontiert. Immer wieder kam es zu Unglücksfällen auf hoher See: So erreichte das *Dampfschiff Austeria* 1859 nie sein Ziel, da es *den 14. September auf hoher See mitt 500 Menschenleben verbrante*.⁴⁰ Unvorhersehbar war auch das Wetter – Sturm oder Flaute setzten dem Schiff und den Reisenden zu. Glücklicherweise konnte sich schätzen, wer mit dem Segelschiff schon nach drei Wochen sein Ziel erreichte, wie Kilian Ruf, dessen Schiff am Himmelfahrtstag des Jahres 1860 im Hafen von New York einlief.

Die Ankunft in Amerika

Die Mehrzahl der Auswanderungsschiffe aus Le Havre landete in New York. Eine offizielle Anlaufstelle zur Betreuung der Neuankömmlinge gab es dort zunächst nicht, sodass diese nicht selten auf zwielichtige Makler hereinfließen, die sogenannten „runner“.⁴¹ Um solchen Missständen Abhilfe zu schaffen und die ungeheuren Massen an Einwanderern besser zu bewältigen, richtete die Stadt New York im Jahr 1855 auf der Südspitze der Halbinsel Manhattan ein Landungsdepot ein – das umgebaute Opern- und Konzerthaus „Castle Garden“ wurde zur ersten Station auf dem Weg in die neue Heimat.⁴² Hier sollten alle Einwanderer kontrolliert und registriert werden, bis das Einwanderungswesen 1892 in bundesstaatliche Verantwortung übergang und ein neuer Gebäudekomplex auf Ellis Island errichtet wurde. Auch Kilian Ruf und die übrigen Reisenden der „Hemisphere“ wurden nach ihrer Ankunft am 17. Mai 1860 über „Castle Garden“ ins Land

³⁸ Einen ausführlichen Bericht von der Reise liefert der Brief des Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27); die Angaben zum Schiff „Hemisphere“ finden sich bei immigrantships.net.

³⁹ Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

⁴⁰ Brief Lorenz Gaus vom 1.5.1859, OA Winzeln, Nr. 1581.

⁴¹ Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 287 ff.

⁴² Vgl. ebd., S. 296–301.

geschleust: *Wir mußten alle in Keßelgarten, dort wurten wir fßidiert, wegen Krez oder sonstigen Krankheiten, wir alle wurden nach dem Namen, Stand, Wohnort, Land, Alter, u ob man aus eigenen Mittel oder ob man von der Gemeinde fort gelifert worden sei, gefragt, dies wurde alles aufgeschriben, keiner durfte hinaus eh dies geschehen ist.*⁴³

Viele Auswanderer blieben nach ihrer Ankunft in Amerika direkt in New York, andere zogen weiter. Besonders beliebt bei den Exil-Württembergern waren die Bundesstaaten Illinois und Missouri – die etwa 1.400 Kilometer westlich von New York gelegenen Regionen waren um 1850 neu erschlossen worden und boten den Neuankömmlingen günstige Bedingungen zur Ansiedlung.⁴⁴ Auch Kilian Ruf hielt es nicht in der Stadt: *Ich hät in New York Arbeit bekommen, ich wollte aber nicht, denn in New York gefül es mir gar nicht.*⁴⁵ Schon am folgenden Tag brach er mit Familie und zwei Mitreisenden auf in das 650 Kilometer entfernte Buffalo im Bundesstaat New York. Von dort aus ging es weiter nach Dayton (Ohio). Schon damals gab es nützliche Hinweise, Zusatzkosten für Gepäck einzusparen: *Die Reise von New York nach Dajton kostet die Person 9 Dollar, 80 lb Gepäk sind frey, wen man mehr als 80 lb hat kostet der Zentner 4 Doll. Eh man aussteigt aus dem Schiff muß man Kleider anziehen so viel daß einer tragen kann u noch ein Pak an die Hand nehmen, daß das Koffer leicht wirt waß einer tragt das kostet nichts.*⁴⁶

Auf ihrer viele Tage oder gar Wochen dauernden Reise durch Amerika legten viele Auswanderer einen Zwischenstopp bei Verwandten und Bekannten ein, die schon länger im Land lebten. Sie brachten Neuigkeiten aus der alten Heimat und bekamen dafür Ratschläge und ein warmes Essen. Ob man sich kannte, spielte dabei keine Rolle – die Herkunft aus dem Heimatort allein reichte aus, um Gastfreundschaft zu gewähren. So übergaben 1853 *des Schwarzen Kinder* der in Dayton (Ohio) lebenden Maria Beh einen Brief ihrer deutschen Verwandtschaft – *ich habe aber keins gekant, ich habe inen ein Mitagessen gegeben.*⁴⁷

Auch die Wahl des künftigen Wohnortes in Amerika hing nicht selten davon ab, ob dort bereits Verwandte oder Bekannte aus der alten Heimat lebten. Diese erleichterten die Eingewöhnungszeit, indem sie Arbeitsplätze und Unterkunft entweder selbst stellen oder bei der Suche behilflich sein konnten. Auch das Heimweh ließ sich auf diese Weise sicher leichter ertragen, hatte man doch die Möglichkeit, sich über Vertrautes und in der eigenen Sprache zu unterhalten. So schrieb Anastasia Ruf 1860 an ihre Schwester: *Ich habe es gut u bin recht gern in Amerika, ich hate das Heimweh noch keine Viertel Stunde gehabt [...]. Ich bin auch wider in ein land gekommen, wo ich meine Geschwisterte und bekante getroffen habe.*⁴⁸

Das Leben in der neuen Heimat

Wer sein Reiseziel in Amerika erreicht hatte, musste sich in der Folgezeit eine neue Existenz aufbauen. Die Auswanderer trafen hier auf Verhältnisse, die ihrem Leben in der alten Heimat teils vergleichbar waren, aber auch vollkommen neu und ungewohnt sein konnten. *Es geht ganz anders zu, als man es sich in vorstellungen nur bringen kann,* schrieb Josepha Schmid am 6.4.1870

⁴³ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

⁴⁴ Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 301.

⁴⁵ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Brief Maria Beh 1853, OA Winzeln, Nr. 1522.

⁴⁸ Brief Anastasia Ruf 1860, OA Winzeln, Nr. 1895.

an ihren Bruder.⁴⁹ Nach ihrer Ankunft am künftigen Wohnort mussten die Neuankömmlinge zunächst eine Unterkunft finden – entweder allein oder mit der Hilfe von Verwandten oder Bekannten. In der Anfangszeit lebten die meisten erst einmal zur Miete. In St. Louis zahlte Christian Eith 1857 für ein Zimmer eine monatliche Miete von 4–5 Dollar bei einem Anfangsgehalt von 20 Dollar.⁵⁰ Günstiger war in Dayton (Ohio) etwas zu haben: Kilian Ruf hatte 1860 *eine Loschie gemüthet, 2 schöne Zimmer, eine Sommerküche, Plaz im Keller und geschlossener Holzplatz, des Monats für 2 Thaler*.⁵¹ Für viele der auf dem Land lebenden Auswanderer erfüllte sich nach einiger Zeit der Traum vom Eigenheim, das sich nach den eigenen Vorstellungen gestalten ließ: *Hier ist auch kein Gesez über die Bauart. Es kann jeder auf seinem Eigenthum bauen, wie er will, und wohin er will*.⁵² Im Idealfall konnte man neben dem eigenen Haus ein weiteres für Mieter bauen und von den Einkünften leben: *Wir haben im Sinn, dies nächste Frühjahr wider ein Haus zu bauen, die Mütthe ist theuer und kennen 20 Thaler den Monath bekommen. Wir können noch ein Haus neben das alte stellen, dan braucht mein Man nicht mehr schaffen, dan können wir leben*.⁵³

Arbeit

Außer um eine Unterkunft mussten die Neueinwanderer, sofern sie nicht über größere Ersparnisse verfügten, sich möglichst rasch um Arbeit bemühen. Die Männer arbeiteten – wie auch schon in ihrer alten Heimat – überwiegend in der Landwirtschaft oder als Handwerker. Karriere gemacht hatte der Zimmermann Simon Bach – er arbeitete in Nanticoke (Pennsylvania) für *eine gewisse Susguhanna-Kohlen-Kompanie, welche grose Steinkohlen-Werke und Eisenbahnen-Verkehr dreiben. Ich habe Eisenbahn briken, Schaft Gebeude und Fabriken, in welchen die Kohlen bei Maschineri klein gebrochen und sortiert werden, zu bauen*.⁵⁴ Er war sichtlich stolz auf das Erreichte: *Ich wünschte blos, du und Leo kennten meine Gebeude und Briken sehen, die ich die letsten 6 Jahre gebaut habe. Ich kann mich noch sehr erinnern, wo ich mit meinem Bruder Leo in Mihilhausen als Lehrjung arbeitete. Wenn er mir sagte, das ich in meinem Leben kein Zimmermann werde. [...] Du kannst ihm schreiben, das ich ihn heute lernen könnte in Zeichnung und Arbeit [...]*.⁵⁵ Die beiden 1854 ausgewanderten Brüder Lorenz und Xaver Gaus lebten und arbeiteten in bzw. in der Nähe von Lincoln (Illinois). Wie Lorenz Gaus am 14. August 1860 an seinen Lehrer berichtete, besaß der Bruder *ein Haus und zwei Aker Land, und macht gut aus mit einer Baksteinjard [Ziegelei]. [...] ferner haben wir 50 Aker Land gerint [von engl. „rent“ = pachten], wo wir 40 in Welschkorn [= Mais] haben, daß andere in Haber, Karkohl, Hungerien, es verspricht eine reichliche Ernte, nebst dem dreib ich die Schusterei mit einem Gesellen*.⁵⁶ Sein Fazit: *Wir leben wirklich recht glücklich und zufrieden*.

Gute Verdienstmöglichkeiten waren auch in Amerika die Grundlage für wirtschaftlichen Aufstieg und Wohlstand; fehlende Arbeit führte auch hier zu Armut und Not. Bei vielen Auswan-

⁴⁹ Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

⁵⁰ Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

⁵¹ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

⁵² Ebd.

⁵³ Brief Sophia Graf vom 10.11.1869, OA Winzeln, Nr. 1599.

⁵⁴ Brief Simon Bach vom 27.2.1881, OA Winzeln, Nr. 1513.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

derern wechselten sich gute und schlechte Zeiten ab, nicht selten beeinflusst durch Krankheit. Georg Hetzel schrieb um 1855: *Hate zunächst keine Arbeit, auch wurde ich bald darauf krank, hat während meiner Krankheit wenig Hilfe [...] ich bin jetzt gesund, habe guten Verdienst [...].*⁵⁷ In konjunkturell ungünstigen Phasen kam es auch zu Konkurrenz unter den Auswanderern, wie Barbara Schmid in einem Brief vom 27. Februar 1921 aus New York berichtete: *Wie ich dir schon schrieb, gehen die Geschäfte hier auch sehr schlecht, viele Leute sind außer Arbeit. Von Italien und überall her kommen so viele Einwanderer, das machts noch schlimmer, die arbeiten so billig, dann können die hiesigen nichts bekommen, denn so billig leben wie die Italiener können nicht alle.*⁵⁸

Eine charakteristische Beschäftigung für Frauen in Amerika war die Arbeit als Dienst- oder Zimmermädchen. Agatha Schmid schrieb am 1. November 1883 aus New York an ihre Mutter und die Geschwister. Die bereits in New York lebende Schwester Therese *ist in einem Bodinghaus* [engl. boarding house = Hotel], *sie haben 40 Personen zum Essen u Schlafen u sie muß aufwarten, da bekommt sie 16 Thlr [...] da mußte ich helfen Geschirr waschen u noch nidere Sachen thun.*⁵⁹ Auch bei der nachfolgenden Tätigkeit als Dienstmädchen *muß ich arg arbeiten [...]. Da bekam ich als Heimweh nach dem Feldgeschäft, denn hir muß ich jede Woche waschen u bügeln.* Agathas Nichte hatte 1921 schon einen „modernen“ Beruf – sie arbeitete nicht mehr als Zimmermädchen oder Haushaltshilfe, sondern bekam als *Maschinenschreiberin 16 Thaler die Woche.*⁶⁰

In Amerika konnte Frauen aber auch der eigenständige wirtschaftliche Aufstieg gelingen. So berichtete Josepha Schmid am 27. April 1875 an ihren Bruder über die in St. Louis lebende Verwandte Kleopha: *Sie hat ein Kramladen, Zuckersachen, Körb und Regenschirm, Kinderspielsachen und einiges zum verkaufen, sie macht viel Geld.*⁶¹ Viel Zeit für den Haushalt blieb Kleopha jedoch nicht, weshalb sie Josephas Tochter eine Stelle anbot: *Darum hat sie mir um mein Mädchen geschrieben, sie kann es gut brauchen, sie hat blos 2 Buben und sie ist auch immer viel kränklich [...] sie hat meinem Mädchen 4 Dollar Lohn den Monat versprochen und die Kleider, was es braucht.* Außer im Einzelhandel waren Frauen auch in anderen Bereichen erfolgreich – beispielsweise als Schneiderin: *Die Hanna Gebel ist reich von lauter nähen, sie macht Kleider, wo eines 6 bis 8 Dollar kostet, blos das machen, sie ist die älteste Kleidermacherin in Fort Wayne.*

Die meisten Frauen waren jedoch von ihren Ehemännern abhängig und von deren Erfolg oder Misserfolg. Wie unterschiedlich ihre finanzielle Lage sein konnte, zeigt ein Beispiel aus den 1880er Jahren: Adelheid Eith und ihr Mann Johann Erlenwein waren hoch verschuldet, Adelheid litt außerdem unter Heimweh. Auf Anraten ihres Bruders, sich Geld für eine Rückreise nach Deutschland zu leihen, schrieb sie an *Sekunda Hettrich* [...] *wegen dem Reisegelt for mich zu geben.*⁶² Diese lehnte jedoch ab mit der Bemerkung, *sie habe einen Spazier Wagen for 100 Thaler und eine Nähmaschine for 75 Thaler gekauft.* Adelheid Eith war *erschreckt [...], denn sie weis nicht mer wie es den armen Leiten get, den sie hat von Anfang an immer genug Geld in ihrer Hand gehabt.*

Auch Kinder und Jugendliche wurden zur Arbeit herangezogen. Spätestens im Alter von 13 oder 14 Jahren verließen die meisten die Schule und begannen, zum Familieneinkommen beizu-

⁵⁷ Brief Georg Hetzel um 1855, OA Winzeln, Nr. 1629.

⁵⁸ Brief Barbara Schmid vom 27.2.1921, Privatbesitz Hans Martin Hezel, Winzeln.

⁵⁹ Brief Agatha Schmid vom 1.11.1883, ebd.

⁶⁰ Brief Barbara Schmid vom 28.2.1921, ebd.

⁶¹ Brief Josepha Schmid vom 27.4.1875, ebd.

⁶² Brief Adelheid Eith vom 5.3.1886, OA Winzeln, Nr. 1539.

tragen. So berichtete die in Birmingham (Ohio) lebende Sophia Pott über ihren Sohn Jakob: *Er ist nun 13 Jahre alt und aus der Schule, und geht nur noch in die Nachtschule, bei Tag geht er schaffen in Glasfabrike, [...] er verdient 6 Thaler und 5 Sent die Woche.*⁶³ Nur in den Sommerferien durfte der 11-jährige Johannes arbeiten, gegen den Widerstand seines Vaters Simon Bach: *Ich wollte in nicht arbeiten gehen laßen, konnte ihn aber nicht abhalten.*⁶⁴

Alltagsleben

In den Auswandererbriefen überwiegen die Berichte über die eigenen Lebensbedingungen – Arbeits- und Einkommensverhältnisse, familiäre und gesundheitliche Umstände sowie Erfahrungen und daraus resultierende Ratschläge für andere Auswanderungswillige. Als interessantes Thema erschienen jedoch auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen alter und neuer Heimat.

Wer aus der dicht besiedelten Landschaft am Oberen Neckar kam, wo die Dörfer nah beieinander liegen und die Felder klein sind, muss beeindruckt gewesen sein von der Größe und Weite Amerikas. Nahezu unverständlich war es wohl für alle, die es nicht gesehen hatten: *Bei euch heißt es, Amerika müsse ganz angefüllt sein, wegen dem vielen Auswandern [...] Amerika ist noch lang nicht angefüllt. Große volkreiche Städte sind hier, aber 10 bis 12 Stund von einander entfernt, dazwischen trifft man einige Bauernhöf. Auf einem Plaz wie die Waldmößinger und Winzler Markung sieht man 1 oder 2 Häuser, bei den man wenig gebautes Feld sihet, mehrsten theils Waidgang, daß ander ist lauter Wildniß und Waldung.*⁶⁵

Je nach Lage des Wohnortes in Amerika mussten sich die Neuankömmlinge unter Umständen auch auf völlig andere klimatische Verhältnisse einstellen. Von geradezu paradiesischen Wetterverhältnissen berichtete Caspar Schweikert im Jahr 1860 aus Kalifornien: *Das Glimah ist hier so schön und gesund, wie ich es noch nie gefunden habe, denn Regen hat man von April bis November kain mehr. Es ist nicht fihl wärmer als bei euch, und hat sehr gutes Waser. Pflanzen kann man, was man wihl, alles wachst.*⁶⁶ Hingegen berichtete Christian Eith 1857 aus St. Louis: *Im Allgemeinen ist das Klima hier etwas ungesunder als bei euch traussen. Der gesunde Mensch kann wirklich nicht so fihl ertragen wie bei euch. Sommerzeit ist die Wärme oft bereiz unmöglich zu ertragen, z. B. diesen Sumer hat es 4 Monath 96 bis 106 Grahd [Fahrenheit = um 40° Celsius] hiz gehabt, ohne Regen.*⁶⁷ Maria Beh berichtete im Jahr 1853: *das Gälbe fieber herrscht so in Neuolins [New Orleans], es sind schon in einem Tag 150 gestorben, es ist sehr schlecht vir frische einwanderer.*⁶⁸ Und Adelheid Eith wurde 1887 *gar fergiftet von einer Giftschlange beim arbeiten im Feld, so daß ich beinahe nichtens sehen konnte.*⁶⁹

Auch über die Kleidung schreibt man fleißig: *Hier ist alles Modi. Schuh und Stifel, Hüt und Kaben [Kappen] von allen Faßeren und Farben, es wirt alles gethragen wie bei euch, nur nicht Bäuerisch. So ists auch bei den Weibsleuten. Diße tragen auch auf Stoff von allen Farben Kleider*

⁶³ Brief Sophia Pott vom 10.11.1869, OA Winzeln, Nr. 1599.

⁶⁴ Brief Simon Bach vom 27.2.1881 (wie Anm. 54).

⁶⁵ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

⁶⁶ Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

⁶⁷ Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

⁶⁸ Brief Maria Beh 1853 (wie Anm. 47).

⁶⁹ Brief Adelheid Eith vom 17.10.1887, OA Winzeln, Nr. 1539.

wie bei euch. Wenn man irgentwo ist, wo viel Weibs leut bei einandert sind, gleicht es einem Papeientheater, in den Kleiter und Sprachen.⁷⁰ Die Mädchen sollen in Deutschland Kleiderzeug kaufen, Wollenatlas und schwarzen Oxlian und große Halstücher. Von allen Farben kann mans tragen. Sie sollen auch Nähseiden von allen Farben mitnehmen, auch Betten und Leine Tuch, flächtes oder Hänfernes [aus Flachs oder Hanf], aber kein Baumwollen darin. Josepha Schmid empfahl ihrem Bruder, dass seine Frau den Töchtern das Nähen und Stricken beibringen sollte: *Es kommt einem so gut, wenn man alles ein wenig kann. In Amerika näheth mann das meiste selber, man hat keinen Schneider und kein Schuhmacher und keine Näherin im Haus, wie in Deutschland.*⁷¹ In der Großstadt New York waren die Verhältnisse andere – Agatha Schmid konnte zunächst kein Geld nach Deutschland schicken, *weil ich alles noch brauch zum Kleider kaufen. Denn hir kann ich die Kleider nicht tragen. Es würd uns alle Kinder immer Grünhorn rufen, wie sie es auch mir und der Luise gemacht haben, wenn wir miteinander ausgingen.*⁷²

Vollkommen ungewohnt mussten den aus einem einheitlich katholisch geprägten Umfeld stammenden Auswanderern aus Winzeln die religiösen Verhältnisse erscheinen. In Fort Wayne, Indiana, hatte man Glück. Josepha Schmid schrieb 1870: *Wir haben auch einen deutschen Pfarrer, er ist aus Westphalen, einen guten ordentlichen Pfarrer, er hat schon vieles bei uns eingeführt, wie es in Deutschland gehalten wird.*⁷³ Dies scheint allerdings nicht ganz einfach gewesen zu sein, denn *er thät noch mehr, aber es sind so viele Andersgläubige in der Stadt, da würd so viel gespottet darüber.* Aus New York berichtete Agatha Schmid im Jahr 1883, dass der Kirchengang keineswegs so geläufig ist wie in der alten Heimat: *Hier muss man 5 Cents bezahlen, wenn man in die Kirche gehen will. Da denkt manches, ich kanns zu etwas anders verwenden.*⁷⁴

In Sachen Schulbildung riet Josepha Schmid ihrem Bruder: *Schick Deine Kinder auch fleißig in die Schul [...], laß sie gut unterrichten, die Schule ist nirgends so gut als bei uns in Deutschland, ich hab meinen Kindern schon vielmal müßen helfen, im Rechnen, in Aufsätzen.*⁷⁵ Über die Schulbildung in Amerika schrieb sie erneut in einem späteren Brief: *Wie weit ist Amerika zurück im Lernen, die Kinder werden lang nicht so gut unterrichtet wie in Deutschland.*⁷⁶

Vereinzelt finden sich in den Briefen auch Angaben, wie es mit der Verständigung in Amerika klappte. Der aus Fluorn ausgewanderte Andreas Hornberger schrieb 1865: *Ihr schreibt auch, wie es mir gegangen sei mit der Sprache. Wo man hinkommt, sind Deutsche und die englische Sprache lernt man auch mit der Zeit.*⁷⁷ Während seiner Zeit als Cowboy hatte er *in drei Monaten nicht viel deutsches sprechen gehört. Es ist blos ein Deutscher bei mir gewesen unter 20 Mann.* Auch wenn viele deutsche Auswanderer in Amerika unter ihresgleichen lebten, konnten sich mangelnde Sprachkenntnisse dennoch als Problem erweisen. So war es in der Stadt offensichtlich nicht möglich – oder zumindest nicht ratsam – sich selbständig zu machen, ohne der englischen Sprache mächtig zu sein. So schrieb Christian Eith 1857 an seinen Bruder, dass er nach ein bis zwei Jahren in Amerika möglicherweise genug Geld gespart hätte, um *irgent eine Werkstätte zu*

⁷⁰ Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

⁷¹ Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

⁷² Brief Agatha Schmid vom 1.11.1883 (wie Anm. 59).

⁷³ Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

⁷⁴ Brief Agatha Schmid vom 1.11.1883 (wie Anm. 59).

⁷⁵ Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

⁷⁶ Brief Josepha Schmid vom 27.4.1875 (wie Anm. 61).

⁷⁷ Brief Andreas Hornberger vom 4.2.1865, OA Fluorn, Nr. 730.

mieten.⁷⁸ Allerdings hielt er ihn offenbar für wenig sprachbegabt, weshalb nur eine Werkstatt auf dem Land in Frage kam: *Wen es der Englischen Sprache halber nicht sein kann in der Stadt, so ist es auf dem Land, denn Englisch lernen fällt bei dir fort.*

Deutsch blieb für die meisten Auswanderer die wichtigste und in vielen Fällen wohl zeitlessly die einzige Sprache. Caspar Schweikert sprach auch mit seiner amerikanischen Frau zuhause Deutsch: *Deutsch sprächen kann sie zimmlich.*⁷⁹ Im Laufe der Zeit schlichen sich jedoch vermehrt englische Ausdrücke oder ein deutsch-englischer Sprachmix in die Briefe ein, was von den Verwandten in Deutschland daheim sicher nicht immer verstanden wurde. Man musste es sich schon aus dem Zusammenhang erschließen, dass die *Baksteinjard* [von engl. „brickyard“] des Xaver Gaus eine Ziegelei sein musste und sein Bruder Lorenz 50 Morgen Land gepachtet [*gerint*, von engl. „to rent“ = pachten] hatte.⁸⁰ Ob man jedoch ahnte, dass Georg Hetzel in seiner *bekery* [Bäckerei] außer Zucker, Kaffee und Fischen auch *crakers* [Kekse] verkaufte⁸¹ und Josepha Schmid's Mann vom *karpetweben* [Teppichweben] lebte⁸²?

Für die Menschen am Oberen Neckar ebenfalls unbekannt – und vielleicht deshalb umso lesenswerter – war das Thema Frauenmangel in Amerika. Caspar Schweikert berichtete davon im Jahr 1860 aus Kalifornien, das erst kurz zuvor von Weißen besiedelt worden war. Und zwar überwiegend von alleinstehenden Männern, die nun auf der Suche nach Ehefrauen waren: *Ich winschte, daß alle ledigen Mädchen hieher kommen, denn solche, welche bei euch kaine Männer bekommen können, hier werden sie bald gelegenhait haben zu heuraden. An ledigen Mädchen ist hier noch sehr großer Mangel.*⁸³

Die politische Lage in Amerika wird nur selten thematisiert. Eine Ausnahme bilden zwei Briefe von Lorenz Gaus und Bernhard Laufer, die über den Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) berichteten. Beide lebten in Bundesstaaten (Illinois, Missouri), die auf Seiten der Nordstaaten (Union) standen. Aus der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Krieges stammt ein Brief von Lorenz Gaus an seinen ehemaligen Lehrer in Deutschland. Am 1. Juli 1861 berichtete er vom Zusammenbruch mehrerer Banken in Illinois, die *ihr Kapital alles in der Southern Staad* hatten, *welche sich von den Northern drinnen wollen, waß auch der Krieg verursachen und die schlechten zeiten [...]. Wieh es enden wird, können wir selbst noch nicht sagen, doch glaubt man allgemein zu Gunsten der Northen. Erstens ist es die mehrheit und haben auch daß Recht in den Händen. An Lebensmittel, Geld und Leut fehlt es nicht.*⁸⁴ Es sollte eine Armee von 500.000 Soldaten aufgestellt werden – aus Freiwilligen oder, wenn nötig, durch Rekrutierung. Noch war der Krieg nicht offen ausgebrochen, die Lage aber angespannt: *Diese Woche wird der Senat oder Landstand in Washington zusammen kommen, wen sieh nicht underhandlen können, so wird es dießes Spätjahr Gewalt dahinter geben, dan kann man später von Schlachten hören. Bis jetzt haben sie nur so kleine Scharmützel, es ist auch zu warm, und die Leute sind noch nicht einexerziert. Der Handel kam zum Erliegen, die Seehäven sind blogiert und im Land die Eisenbahnen, Canal und Flüße desgleichen. Es sind 140 Kriegsschiffe von der Northseite vor blokieren gerichtet. Es war hier bei uns still wegen dem Krieg. Zuweilen hört man die Tromele Hura vor die Union.*

⁷⁸ Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

⁷⁹ Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

⁸⁰ Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

⁸¹ Brief Georg Hetzel vom 17.9.1856, OA Winzeln, Nr. 1629.

⁸² Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

⁸³ Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

⁸⁴ Brief Lorenz Gaus vom 1.7.1861, OA Winzeln, Nr. 1581.

In Missouri hingegen hatte es bei Ronville kurz zuvor eine erste Schlacht gegeben, bei der *die Rebbeiler mit samt dem Governor verjagt worden und 300 Rebellen gedödet und 600 Gefangene gemacht worden waren.*

Der Bürgerkrieg dauerte bereits zweieinhalb Jahre an, als Bernhard Laufer aus St. Louis (Missouri) am 28. Januar 1864 seinem Pfleger in Deutschland einen ausführlichen Lagebericht gab: *Ihr wundert euch auch, wie es hier mit dem Krieg aussieht, da sind wir jetzt selbst zimlich arm an Neuigkeiten, indem bereits sämtliche Armeen ihr Winterquartier bezogen haben. Im übrigen steht aber die Sache der Union gegenwärtig in einem zimlich günstigen Zustande, es wurden im leztjährigen Feldzug bedeutend glänzende aber sehr blutige Siege erfochten, und nun ist der Krieg lange nicht zu ende, denn das Feld das noch zu ordnen ist, ist zu groß, und die Verräther werden zu gelind behandelt. Wir sind aber der besten Zuversicht, daß auch diesem Uebelstand abgeholfen wird.*⁸⁵

Auch wenn Laufer nicht unmittelbar am Kampfgeschehen teilnahm, betraf der Krieg indirekt auch ihn. Er hatte die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen und war zum Militärdienst eingezogen werden, da nicht mehr ausreichend Freiwillige rekrutiert werden konnten: *Die Landesregierung hat jetzt wieder mit der Anwerbung von 300000 Mann begonnen, um die Lücken, die es in der Armee gegeben hat, wieder auszufüllen. Jeder gediente Soldat erhält 400 Dollar Handgeld und die Rekruten 300, und sollten diese dreimal hunderttausend Mann nicht durch Freiwillige aufgebracht werden können, so werden sie durch Conscription gezogen. Nicht-Bürger sind aber von der Ziehung ausgeschlossen, es ist hier jeder Bürger von 18 bis 45 Jahren militairpflichtig. Hier in unserem Staate wurden wir unter obigem Alter schon bereits vor 1 ½ Jahren zur vertheidigung unsers Staats conscripiert, in hiesiger Stadt allein bei 25 Regimenten, wo ich natürlich auch nicht verschont wurde. Mein Regiment, zu dem ich eingereicht wurde, wurde blos für die Stand angenchiert [= engagiert] und also, wenn Mangel an Bundestruppen ist, dessen Stelle zu vertreten, Kriegsgefangene zu bewachen usw., bis man wieder von solchen abgelöst wird. Die übrigen Missouri-Regimenter haben sich wieder so gut wie aufgelöst, das meinige aber besteht noch und haben noch immer jede Woche, wenn wir nicht im Dienst, Exerzierübungen. Für Bernhard Laufer eine offensichtlich lästige Zusatzaufgabe, die von der eigentlichen Arbeit abhielt: *Es ging zwar schon, wann man sonst nichts zu thun hätte und davon leben könnte. Insgesamt, so Laufers Fazit, wird aber die Sache der Union als nicht mehr gefährlich betrachtet, es wird wohl noch einige heiße Hauptschlachten zu schlagen geben, aber das geschieht im Centrum der Rebellion, u die Armee der Rebellen ist durch Noth u Mangel an allen Bedürfnissen schon stark demoralisiert.**

Neue Heimat – alte Heimat

Viele Auswanderer hielten den Kontakt nach Deutschland – sie schrieben bzw. erhielten Briefe und ließen sich von Neuankömmlingen alles Wissenswerte aus der alten Heimat berichten. Zumindest am Anfang dürften die meisten Sehnsucht nach der Familie, den Freunden und dem einstigen Wohnort gehabt haben. Manche wurden in Amerika zeitlebens nicht heimisch, so wie Adelheid Eith, die mehr als 20 Jahre nach ihrer Auswanderung an den Bruder schrieb: [...] *das Heimweh nach meinem Vaterland nemt kein Einde, so lang wie ich lebe und es ist ein naggender*

⁸⁵ Brief Bernhard Laufer vom 28.1.1864, OA Winzeln, Nr. 1676.

*Wurm in meinem Herzen.*⁸⁶ Caspar Schweikert hingegen fand in Kalifornien Trost durch eine glückliche Heirat, *uhm fir mich aine aigene haimad zu verschaffen.*⁸⁷ Und Josepha Schmid fand im Glauben Halt: *Seitdem ich von der Heimath fort bin, habe ich nie eine Ahnung, vielweniger einen Gedanken, von heimathlichen Gefühlen geplagt zu werden. Ich habe mich immer in den Willen Gottes ergeben und dabei gedenkt: Ich bin in der Welt verlassen und denke nicht blos meines Stand und Beruf, sondern auch in Anschauung und Gesinnung und Bedürfnisse meines zeitlichen ewiges Leben.*⁸⁸

Vielfach war das eigene Schicksal ein wesentlicher Gradmesser dafür, ob ein Auswanderer seine Entscheidung für ein Leben in Amerika positiv beurteilte oder bereute. Je besser das Urteil ausfiel, desto eher wurde auch den Daheimgebliebenen zur Auswanderung geraten. Und wer es zu etwas gebracht hatte, konnte Auswanderungswillige auch finanziell unterstützen, beispielsweise, indem man aus seinem Vermögen einen Reisekostenzuschuss zur Verfügung stellte. Die in Lincoln (Illinois) lebenden Brüder Lorenz und Xaver Gaus waren als Bauer bzw. Ziegler erfolgreich genug, um mehreren Auswanderungswilligen aus Winzeln ein Reisedarlehen aus ihrem elterlichen Vermögen ausbezahlen zu lassen. Im August 1860 schrieb Lorenz Gaus an seinen Pfleger: *Rosina Schweikert bittet um die vorstregung von Reisegeld, welches Sieh ihr ausbezahlt, auf meine Bevollmächtigung.*⁸⁹ Ein Jahr später wurde Letzterer ermächtigt, auch Romana Danneker das benötigte Reisegeld aus dem Vermögen des Bruders Xaver zu geben.⁹⁰

Wie schwierig die Entscheidung sein konnte, den Familienangehörigen aus der Ferne unter die Arme zu greifen, zeigt der Fall der Geschwister Beh. Während Joseph und Maria um 1852 nach Amerika ausgewandert waren und dort ihr Auskommen hatten, lebte der Bruder Johannes als Witwer mit 5 kleinen Kindern im elterlichen Haus in Winzeln und war hoch verschuldet. Joseph wollte ihm Geld schicken, *zum nach Amerika zu kommen oder zum draußen bleiben, aber so viel kann ich dir nicht schiken, das dir draußen gut thut und nach Amerika kommen lassen ist noch harter, denn [...] es stellt sich kein Mensch vor, [...] wie beschwerlich es ist, nach Amerika zu gehen mit einer Vamille.*⁹¹

Ein weiteres Problem war die gerechte Verteilung des elterlichen Erbes. Joseph war bereit, auf seinen Anteil am Elternhaus zu verzichten. Der Ehemann seiner Schwester Maria forderte hingegen den Verkauf des Hauses und die Auszahlung des Erlöses. Joseph berichtete in einem Brief vom 20. Juli 1853 verzweifelt von seinen vergeblichen Vermittlungsversuchen: *Da ist mein Bitten und Sprechen vor dich umsonst, der Schwager MeGES thut nichts und die Schwester Maria kann ohne seinen Willen nichts.*⁹² Maria verteidigte ihren Ehemann zunächst: *Wir haben wol so viel Gelt, aber wier haben es auch nicht gerade an der Hand u wissen auch nicht, wie es uns noch ket, wir sind wilens was anzufangen.*⁹³ Später war sie aber immerhin bereit, dass sie dem Bruder *den rikständigen Zins so wie den zukünftigen nach lassen will,*⁹⁴ um seinen Ruin und den Verlust des Elternhauses zu verhindern.

⁸⁶ Brief Adelheid Eith vom 27.2.1877, OA Winzeln, Nr. 1539.

⁸⁷ Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

⁸⁸ Brief Josepha Schmid vom 10.10.1872, Privatbesitz Hans Martin Hezel, Winzeln.

⁸⁹ Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

⁹⁰ Brief Lorenz Gaus vom 1.7.1861 (wie Anm. 84).

⁹¹ Brief Joseph Beh vom 20.7.1853, OA Winzeln, Nr. 1520.

⁹² Brief Joseph Beh vom 20.7.1853 (wie Anm. 91).

⁹³ Brief Maria Beh 1853 (wie Anm. 47).

⁹⁴ Brief Maria Beh 1858, OA Winzeln, Nr. 1522.

Als Frau war Maria nicht geschäftsfähig, und ihr Mann hinterging sie. Während sie auf einen guten Ausgang für den Bruder in Winzeln hoffte, erfuhr sie, *der Meges soll einen Brief an das Gericht geschrieben haben, um die Sache zu verkaufen*. Ihrem Pfleger Anton Schmid schrieb sie: *Ich kann aber auch nicht begreifen, wie es kommt, daß meinem Bruder das Haus verkauft werden soll, denn ich habe meine Einwilligung nicht dazu gegeben [...]. Sollte mein Mann Joseph Meges eine Vollmacht oder dergleichen verfertigen haben lassen, so ist es ohne mein Wissen und Willen geschehen, es schmerzt mich, daß ich auf diese Weise hingegangen worden bin*. Dem Brief beigefügt war ein notariell beglaubigtes Schreiben vom 25. Januar 1858, das Johannes Beh vier Jahre Zahlungsaufschub für den an seine Schwester zu zahlenden Erbteil gewährt. Zehn Tage zuvor hatte Joseph sein elterliches Erbe an die Kinder seines Bruders übertragen. Im beiliegenden Brief an Anton Schmid in Winzeln erläuterte er seinen Schritt: *Ich habe aus Briefen erfahren, daß meine Schwester Maria hier nicht nachgibt, ihr Vermögen zu erhalten, was meinen Bruder wahrscheinlich ruinieren wird, deshalb machte ich diese Schenkungsurkunde, an die Kinder meines Bruder*.⁹⁵ Da keine späteren Briefe der beiden Geschwister vorhanden sind, bleibt offen, ob sie sich wieder versöhnten. Unklar ist auch, ob Johannes Beh mit seinen Kindern auswanderte oder nicht. Die Ehe zwischen Maria und Joseph Meges hingegen scheint unrettbar zerrüttet gewesen zu sein. Vorausgesetzt, Letzterer ist nicht vorher verstorben, sieht alles nach einer Scheidung aus: Eine Vollmacht vom 4. Januar 1862 nennt nun als Ehemann nämlich nicht mehr Joseph Meges, sondern Owen Thomas.⁹⁶

Häufig kam es vor, dass ein verheirateter Mann sich zunächst allein auf die Reise nach Amerika machte. Ehefrau und Kinder blieben zurück, in der Hoffnung, dass man sie nachholen oder der Ehemann und Vater zurückkommen würde. Doch nicht immer kam es dazu. 1860 bat Lorenz Gaus seinen Pfleger um Auskunft *wegen der Agatha Schweikert, früher meines Bruders Frau. Mein Bruder will nichts mehr von ihr wissen [...] so glaube ich wehr es am besten sieh während geschieden [...] kommen brauch sieh nicht, wenn sieh nicht will unglücklich sein*.⁹⁷ Der Bruder, Ziegeleibesitzer Xaver Gaus, ging wenig später eine neue Ehe ein mit Rosine Schweikert. Offenbar mit Unterstützung von Lorenz, der die Überfahrt bezahlt hatte, und zum Missfallen der in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten: *Von meinen Geschwistern kann ich kein Brief mehr bekommen. Ich weiß nicht, wollen sieh nicht oder mögen sieh nicht*.⁹⁸ Übrigens verließen nicht nur Ehemänner ihre Frauen – es gab auch den umgekehrten Fall. So berichtete der in St. Louis lebende Schneider Jakob Schweikert über seinen verstorbenen Kunden Christian Schubert, der aus dem Oberamt Freudenstadt stammte: *Dießer Kristian ist als verheiratheter Mann nach Amerika, und hat seine Frau in Deutschland gelaßen, welche aber später auch nach Amerika gereißt ist, nur nicht zu Ihrem Mann, weil sie schon einen anderen liebte, bis sie in Amerika ankam*.⁹⁹

Doch auch wenn eine Familienzusammenführung wirklich erwünscht war, konnte es Probleme geben. So verweigerten die amerikanischen Behörden alten und mittellosen Personen die Einreise, wenn nicht in Amerika lebende Verwandte eine Sicherheit stellen konnten. In einem Brief vom 15. Mai 1854 berichtete Samuel Eith an den Gemeinderat in Winzeln: *Wir würden unsern Vater schon längst zu uns genommen haben. Es hat sich aber immer ein nicht so leicht überwin-*

⁹⁵ Brief Joseph Beh vom 15.1.1858, OA Winzeln, Nr. 1520

⁹⁶ Vollmacht vom 4.1.1862, OA Winzeln, Nr. 1522.

⁹⁷ Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

⁹⁸ Brief Lorenz Gaus vom 1.7.1861 (wie Anm. 84).

⁹⁹ Brief Jakob Schweikert vom 18.7.1860, OA Winzeln, Nr. 1849.

*denes Hinderniß in den Weg gestellt. Unser Vater ist nemlich schon mehr als sechzig Jahr alt und ohne Vermögen. Deßwegen mus einer von uns beweisen können nach den Vorschriften des hiesigen Einwanderungsgesetzes, daß einer von uns wenigstens ein Vermögen von 500 Dollar besitzt, daß dadurch das Fortkommen unsers alten Vaters gesichert wäre. [...] Es steht wirklich nahe bevor, daß ein jeder, der die Absicht erklärt hat, Vereinigter Staaten Bürger werden zu wollen, unentgeltlich 160 Aker Land erhält und somit wäre dann das letzte Hinderniß beseitigt, denn wier haben wirklich schon alle Recht und auch Pflichten eines Amerikanischen Bürgers.*¹⁰⁰

Wer es in Amerika nicht zu einem ausreichenden Einkommen geschafft oder seine Ersparnisse durch lange Krankheit verloren hatte, war dankbar, wenn in Deutschland noch ein Erbanteil auszuzahlen war. Den in jungen Jahren ohne Berufsausbildung ausgewanderten Georg Hetzel bewegten eher Gedanken an seine beschwerlichen Anfänge in Amerika – er wollte keinesfalls auf das Vermögen, das meine Eltern vor mich hinterlassen haben verzichten und es dem König hingeben.¹⁰¹

Allerdings war es mitunter nicht einfach, an das Geld zu kommen. Nicht wenige hatten aus der Ferne einen langen Kampf auszufechten, bis das ihnen zustehende Vermögen ausbezahlt war. So hatte der im Jahr 1847 nach Kalifornien ausgewanderte Jakob Graf jahrelang vergeblich um das Erbe seiner verstorbenen Tante gekämpft. Schließlich bat er seine auch in Amerika lebende Schwester Sophia um Unterstützung. Als diese ebenfalls keinen Erfolg hatte, machte er ihr Vorwürfe. Sophia schrieb am 10. November 1869 an Vetter und Tante in Winzeln: *Nun gibt er mir Vorwürfe [...] wann ich wollte, könnte ich sein Vermögen schon lange haben und dann ihm zukommen lassen [...]. Er könne sich nicht selbst an Euch wenden. Er hätte gewiß schon 10 Briefe an Euch geschrieben und eine Vollmacht vor 15 Jahren, hätte aber nie keine Antwort erhalten können von Euch.*¹⁰² Auch Georg Hetzel wartete ungeduldig auf sein Erbe. Er hatte einen Laden in Palmyra (Illinois) eröffnet und benötigte dringend Geld: *Ich gedachte, ganz sicher zu sein, mein Erbtheil diesen Sommer in Händen zu haben, es scheint aber bis jetzt noch weit entfernt zu sein.*¹⁰³

Häufig wurde eine Vollmacht aus Amerika angefordert, bevor man das Erbe ausbezahlte. Dies war besonders der Fall bei Frauen, die in Amerika verheiratet und nicht selbst geschäftsfähig waren. Jede Vollmacht kostete jedoch eine Gebühr, die erst einmal aufgebracht werden musste. Besonders schwierig war es, wenn man nicht das eigene Geld, sondern das eines Anderen einforderte. Im Herbst 1854 war die taubstumme Marie Laufer nach Amerika ausgewandert. Ihr Bruder Bernhard hatte sie begleitet und kümmerte sich auch weiterhin um sie. Er bemühte sich auch um das schwesterliche Vermögen, dessen Auszahlung auch 1857 noch verweigert wurde. Offensichtlich berief sich der zuständige Notar auf eine Verzichtsurkunde, mit der Marie Laufer auf ihr Erbe verzichtet habe. Erbost schrieb Bernhard Laufer: *Was das Zurückgelassene meiner Schwester Marie anbetrifft, klingt mir sehr fabelhaft. Der Herr Gerichts-Notar muß wahrscheinlich nicht wissen, daß sie auf Heimath und Vaterland verzichtet hat, und wenn er das weiß, so wird er auch wissen, daß niemand kein Recht hat, ihr das Vermögen zurückzuhalten, und die Verzichtsurkunde ist ungültig.*¹⁰⁴

¹⁰⁰ Brief Samuel Eith vom 15.5.1854, OA Winzeln, Nr. 1692.

¹⁰¹ Brief Georg Hetzel um 1856, OA Winzeln, Nr. 1629.

¹⁰² Brief Sophia Graf vom 10.11.1869 (wie Anm. 53).

¹⁰³ Brief Georg Hetzel vom 17.9.1856 (wie Anm. 81).

¹⁰⁴ Brief Bernhard Laufer vom 10.11.1857 (wie Anm. 18).

Auch Luise Nibel hatte Probleme, ihrem minderjährigen Sohn Robert Christian zu seinem Erbe zu verhelfen. Ihm stand aus dem elterlichen Vermögen des 1874 in Amerika verstorbenen Vaters Robert noch Geld zu, das von Pfleger Rall in Winzeln verwaltet wurde. Dieser teilte der Witwe mit, dass eine Auszahlung nur möglich sei, *wenn ich Ihnen eine gerichtliche Vollmacht schicke*.¹⁰⁵ Voraussetzung hierfür war allerdings, dass *wir 2 Bürgen, welche ein Vermögen von 3000 Doll(ar) besitzen, beibringen, auch dieselben noch von dem Staate sein müssen, wo wir jetzt wohnen, und wenn wir auch dieselben können, so wollten wir doch Niemand damit belästigen*. Daher bat Luise Nibel den Pfleger, das gesamte Vermögen nicht nach Amerika zu transferieren, sondern in Deutschland *in die Sparcasse zu thun, und dann daß Kapital auf Zinses Zinsen stehen lassen, bis der Junge mündig ist*. Der Pfleger scheint nicht begeistert gewesen zu sein, wie Luise Nibel am 4. Februar 1886 schrieb: *Wir glauben gern, daß Sie lieber die Sache aus den Händen hätten*.¹⁰⁶ Mit dem Versprechen, ihn für seine Mühen angemessen zu entschädigen, willigte er aber offensichtlich ein, sich bis zur Volljährigkeit des Robert Christian Nibel weiterhin um dessen Erbteil in Deutschland zu kümmern. Seiner Aufgabe enthoben wurde er schließlich durch eine Vollmacht des Erben vom 16. Januar 1896.¹⁰⁷

Fazit – Glück oder Reue

Welche Bilanz zogen die Auswanderer über ihr Leben? Hatten sie ihr Glück in Amerika gefunden oder bedauerten sie den Schritt, ihre Heimat verlassen zu haben? In den Briefen finden sich ganz unterschiedliche Bewertungen – von positiv über durchwachsen bis negativ ist alles dabei.

Wolgetröst auf ein beßeres Ziel raiste ich von Euch ab, schrieb Jakob Graf (Winzeln) im Jahr 1847 aus Le Havre, kurz vor seiner Abfahrt nach Amerika.¹⁰⁸ Obwohl das Geld der kleinen Reisegruppe schon in Frankreich nahezu aufgebraucht war und sich ihre Abreise verzögerte, *hat es noch keines gereuet*. Ob dies auch später noch so war, ist unbekannt. Weder von Jakob Graf noch von seinen Mitreisenden Agnes Aiple und Barbara Galster gibt es Briefe aus Amerika. Von Jakob Graf wissen wir aus einem Brief seiner Schwester Sophia aus dem Jahr 1869 lediglich, dass er in Kalifornien lebte *und müsse hart schaffen*.¹⁰⁹ Der im Mai 1855 ausgewanderte Georg Hetzel schrieb nach etwas mehr als einem Jahr in Amerika: *Ich glaube nicht, daß ich noch einmal nach Deutschland reisen will*.¹¹⁰ Allerdings haderte er damit, *daß ich so jung von meinem Vaterland fortgerissen wurde, und mußte mein Leben in dem Land Amerika suchen zu machen, wo ich noch keine Profession konnte*. Auch Josepha Schmid berichtete, *an der Arbeit hat es mir noch nie gefehlt, aber doch habe ich es hier in Amerika viel beßer als in den letzten Jahren in Deutschland*.¹¹¹

Es gab den Typus des positiv denkenden Auswanderers, der meinte, es durch harte Arbeit letztendlich zu etwas bringen zu können. Doch es gab auch andere Einschätzungen. Moritz Brogammers Fazit lautete: *Wir sind hier unter Fremden, ohne Hülfe in Krankheit oder ohne Beistand*

¹⁰⁵ Dieses und die folgenden beiden Zitate: Brief vom 3.4.1885, OA Winzeln, Nr. 1706.

¹⁰⁶ Brief vom 4.2.1886, OA Winzeln, Nr. 1706.

¹⁰⁷ Vollmacht vom 16.1.1896, OA Winzeln, Nr. 1706.

¹⁰⁸ Brief Jakob Graf 1847, OA Winzeln, Nr. 1597.

¹⁰⁹ Brief Sophia Graf vom 10.11.1869 (wie Anm. 53).

¹¹⁰ Brief Georg Hetzel vom 17.9.1856 (wie Anm. 81).

¹¹¹ Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

*und in Unglück [...]. Es ist nicht alles Gold, was glänzt in Amerika.*¹¹² Auch Adelheid Eith war in der neuen Heimat nicht glücklich geworden. Am 27. Februar 1877 schrieb sie an ihren Bruder: *Du hast ser glug getan, daß du dich nicht länger in Amerika aufgehalten hast, ich winschte, ich hätte es auch so gemacht.*¹¹³

Andere hatten geglaubt, dass ihr Aufenthalt in Amerika nur von begrenzter Dauer wäre. Im Zusammenhang mit den Streitigkeiten um das elterliche Erbe schrieb Maria Beh an ihren Bruder: *Wenn ich gewust häte, das ich niemer in mein Vatter Land käme und es so viell fertruß machen wird, so hät ich es gleich an ein Ent gemacht an meiner Abraiße.*¹¹⁴

¹¹² Brief Moritz Broghammer vom 8.3.1857. OA Winzeln, Nr. 1532.

¹¹³ Brief Adelheid Eith vom 27.2.1877 (wie Anm. 86).

¹¹⁴ Brief Maria Beh 1857, OA Winzeln, Nr. 1522.